

Una Sancta

Karrer, Otto: Um die Einheit der Christen. Frankfurt/Main, Josef Knecht, 1953, 228 S., Ln. DM 8.80.

Otto Karrer disputiert in seinem Buch „Um die Einheit der Christen“ mit drei zeitgenössischen evangelischen Theologen, die sich zum Problem des Amtes in der Kirche geäußert haben. Er setzt sich auseinander mit der Schrift von E. Brunner „Mißverständnis der Kirche“, mit dem Buch von H. von Campenhausen „Kirchliches Amt und geistliche Vollmacht in den ersten drei Jahrhunderten“ und endlich mit dem Werk von O. Cullmann „Petrus“. Mit großer Genauigkeit referiert K. zunächst die These seiner theologischen Gegner. Diese werden dann sorgfältig geprüft und in wesentlichen Stücken korrigiert. Es ist hier nicht der Ort, diese Disputation darzustellen und kritisch zu beleuchten. Es sei nur gestattet, einige Bemerkungen zur Methode dieser Auseinandersetzung zu machen. Die Disputierenden beider Parteien bewegen sich, wenn wir recht sehen, im Schema einer philologisch-historischen Untersuchung. Selbstverständlich hat diese Methode nicht nur ihre Gültigkeit, sondern ist auch unabdingbar notwendig. Und doch erscheint sie vom Ganzen einer theologischen Untersuchung her zu einseitig. Sie berücksichtigt nämlich nicht alle Aspekte des zu interpretierenden Phänomens. Das allumfassende hermeneutische Prinzip der Exegese in der Kirche ist ihr Leben selbst, insofern dieses einen erkenntnistheoretischen Seitenblick hat. Die Kirche wächst geschichtlich in ihr Selbstverständnis hinein, wobei sie in statu viatoris die geoffenbarte Wahrheit, auch diejenige, welche sie über ihr eigenes Wesen empfangen hat, verstehend nie ganz eingeholt. Von diesem geistgewirkten Selbstverständnis her vermag sie die Texte, die von ihrem Ursprung und von ihrer ursprünglichen Gestalt handeln, adäquater zu begreifen als ein Forscher, der sozusagen nur mit dem Blick des Philologen und des Historikers ebendieselben Texte studiert. Die Begründung dieser These müßte in einer theologischen Erkenntnislehre geleistet werden.

H. Wulf S. J.

Unter den mannigfachen Büchern, in denen ehemalige evangelische Theologen ihren Weg zur katholischen Kirche schildern, ist dies zweifelsohne eines der interessantesten und bedeutendsten. Bouyer war bis zu seiner Konversion am 17. Dezember 1939 lutherischer Vikar in der Pfarrei von St. Marcel in der Rue Pierre Nicole von Paris. Der Weg zur katholischen Kirche führte über jene Kreise des französischen Katholizismus, die sich um die ökumenische Frage und um die Probleme der liturgischen Erneuerung in der Seelsorge bemühen. Nach seinem Übertritt schloß sich B. dem Oratorium des hl. Philipp Neri an. Seit einigen Jahren ist er Professor am Institut Catholique von Paris. Im geistigen Leben der französischen Kirche nimmt er durch seine vielen und vielseitigen wissenschaftlichen Veröffentlichungen (aus Dogmatik, Dogmengeschichte, Kirchengeschichte, Liturgie) eine führende Stellung ein. Kein Wunder, daß dies Buch, in welchem er eine theologische Begründung seiner Konversion gibt, hüben wie drüben viel beachtet wird.

B. versteht dies Buch als ein Zeugnis, das er vor seinen ehemaligen Glaubensgenossen abzulegen hat. So sehr dies Zeugnis auch ganz persönlich gemeint ist, so tritt das Autobiographische doch fast völlig zurück. Vielmehr geht es ihm um die Ideen, oder richtiger die geistigen Wirklichkeiten in den beiden Konfessionen. Mit allem Nachdruck betont B., daß er im Grunde die Religion seiner Kindheit und Mannesjahre nie verlassen hat. Vielmehr ist ihm bei dem Bemühen, die Fundamente des eigenen Glaubens aufzudecken, deutlich geworden, daß der Protestantismus ein komplexes Gebilde von zwei durchaus gegensätzlichen Tendenzen ist. Da ist einmal der Protestantismus als geistliche Bewegung echt biblischen Gepräges und zum andern der Protestantismus als Institution oder richtiger als Gemisch von Institutionen, die ebenso sehr untereinander wie zu der alten Kirche in Gegensatz stehen. Es war ein tragischer Irrtum, der die geistlich-protestantische Bewegung aus der Einen Kirche herausgeführt hat. Zu dieser einen Kirche zurückzukehren heißt darum nicht, etwas von der echt christlichen Substanz jener Bewegung preisgeben, sondern diese von ihrer späteren, zufälligen Überkrustung läutern und zu voller Entfaltung führen.

In diesem Sinne bietet das Buch in der ersten Hälfte (Kap. 1—6, S. 1—144) eine

Bouyer, L.: Du Protestantisme à l'Eglise (Collectio „Unam Sanctam“ 27). Paris, Editions du Cerf, 1954, XI und 251 S.

Darlegung der positiven Prinzipien der reformatorischen Theologie und Spiritualität: die Lehre von dem Primat der Gnade und von der Souveränität Gottes, von der Rechtfertigung durch den Glauben und von der persönlichen Religiosität und endlich von der souveränen Autorität der Heiligen Schrift. All dies wird nicht in seiner theologischen Abstraktheit geschildert, sondern so wie es in der Verkündigung, im Kirchenlied und in der Frömmigkeit der evangelischen Gemeinde lebendig ist. Hier wird vor allem der katholische Leser, der bemüht ist, das religiöse Anliegen der getrennten Brüder besser zu verstehen, viel lernen können. Auf der anderen Seite wird man fragen dürfen, ob der Versuch, das Urkatholische dieser positiven Prinzipien des Protestantismus darzutun, wirklich gelungen ist. Man hat dies Bedenken katholischerseits bereits bzgl. des „sola gratia“ geltend gemacht (vgl. Herderkorrespondenz 9 [1954/55] 365 f.). Immerhin kann man zugunsten des Verf. geltend machen, daß ja auch der evangelische Theologe W. von Löwenich (Der moderne Katholizismus [Witten 1956³] 22/28) im Grunde eine ähnliche Position vertritt — freilich, deshalb auch bei seinen eigenen Glaubensgenossen energischen Widerspruch findet.

Der zweite Teil des Buches (Kap. 7—10, S. 145—236) will dartun, daß die negativen, antikatholischen Elemente des Protestantismus, nicht seinem Wesen entspringen, geschichtlich gesehen zufällig und deshalb durchaus von ihm ablösbar sind. Für diese tragische Überwucherung der positiven Elemente macht B. (ähnlich wie J. Lortz in seinem bekannten Werk) vor allem den Nominalismus haftbar. In der nominalistischen Theologie des Spätmittelalters seien praktisch schon all die Verzeichnungen der urchristlichen Lehre (forensische Rechtfertigungsidee, Trennung von Glaube und Wissen, Übersteigerung der Transzendenz Gottes, Opposition von Schrift und Tradition) vorweggenommen gewesen. Wolle der Protestantismus also von dieser Belastung durch den Nominalismus frei werden, bleibe ihm nur der Durchbruch in die katholische Kirche, von der er sich vom Wesentlichen her gesehen ohne wirklichen Grund getrennt habe.

Es ist verständlich, daß man protestantischerseits gegen diese Trennung der positiven und negativen Elemente protestiert und von einer voreiligen Vereinfachung der Probleme gesprochen hat (vgl. Zeitwende 26 [1955] 267—269). Auch katholischerseits hat man (vgl. die oben genannte Besprechung in der Herderkorresp. 365—367) gegen die von B. versuchte Methode einer ökumenischen Pastoral Bedenken geltend gemacht. Gleichwohl verdient das Buch ernste

ste Beachtung und eifriges Studium (vgl. Etudes Bd. 284 [1955] 109—114).

H. Bacht S. J.

Schlier, Heinrich: Die Zeit der Kirche. Exegetische Aufsätze und Vorträge, Freiburg 1956, Herder, VIII und 314 S., Ln. DM 22,—.

Mit der Veröffentlichung einer Auswahl seiner Aufsätze aus den letzten 25 Jahren will der Vf. die Entscheidung verdeutlichen, die er gerade als Theologe zu fällen hatte: seinen Übertritt zur katholischen Kirche. Darum ist die Thematik der 21 Aufsätze bestimmt von den Fragen, die die kirchliche und theologische Situation der Zeit gestellt hat. Die Antwort, die Schlier vor allem in den Paulusbriefen findet, kreist letztlich um einen einzigen Grundgedanken. Es ist der Grundgedanke des Epheserbriefes:

Jesus Christus, in dem der ewige Liebeswille Gottes zu einer Schöpfung offenbar wird, öffnet dem in sich verfangenen Denken und Tun der Welt einen neuen Zugang zu Gott und eint die Menschheit aus Juden und Heiden in seinem Kreuzesleib. Mit seiner Auferstehung ist die Weltgeschichte in ihre Endzeit eingetreten. Nur noch eine kurze Spanne Zeit trennt sie von der Wiederkunft des Herrn — die Spanne Zeit, in der die Welt heimgeholt werden soll zu Gott durch die Kirche: Die „Zeit der Kirche“. In der Kirche findet das Werk Christi seine Ausweitung in das All. Sie ist die Greifbarkeit des in der Geschichte schon gegenwärtigen Endes und der neue Lebensraum der einen Menschheit, wo sie sich in der Freiheit der Liebe sammeln soll zum „Reich Christi und Gottes“ (Eph 5, 5). Das Zeichen dieser Weltsituation ist das apostolische Kerygma, das Dogma, das dieser Welt — im Gegensatz zu aller menschlichen „Sophia“ — ihre Auslegung von Gott her gibt und den Gehorsam des Glaubens fordert. Es gibt also in dieser Kirche das dieses Kerygma verkündende Amt und die apostolische Sukzession. Es gibt das Sakrament als Vollzug der Heimholung der Welt, das nicht nur Wort ist, sondern wirksames Zeichen, in dem das die neue Weltsituation begründete Ereignis des Todes und der Auferstehung des Herrn proklamiert wird.

Der Gehalt des Buches zeigt mit einer erstaunlichen Plastizität, wie hier einem suchenden und fragenden Exegeten das Neue Testament selber den Weg zur Kirche gewiesen hat. Gewiß trägt alles den Charakter des Weges an sich, und manches, was am Beginn des Weges steht, würde der Vf. heute vielleicht etwas anders sehen. Aber das

ändert nichts an der hohen Qualität des Werkes und der grundsätzlichen Richtigkeit seiner Ergebnisse. Stellvertretend für vieles, was wegen der Enge des Raumes nicht gesagt werden kann, seien zwei Vorzüge besonders hervorgehoben.

Der erste betrifft die behutsame und sorgfältige Art, wie Schlier an die Texte herangeht. Er referiert nicht nur, er liest auch nicht schon vorher fertige Antworten hinein. Sachlich, eindringlich befragt er die Quellen nach der Wahrheit. Dabei findet er oftmals Vergessenes, zu sehr in den Hintergrund Gedrängtes, weist er auf Dinge hin, die noch nicht genügend bedacht worden sind, und auch dort, wo er längst Bekanntes sagt, sagt er es in neuer Weise. In diesen Studien wird wahre Bibeltheologie getrieben. Sie bestätigen von neuem, was in der Enzyklika „*Humani generis*“ gesagt wurde: daß die Heilige Schrift eine noch längst nicht ausgeschöpfte, weil unerschöpfliche Quelle von Schätzen der Wahrheit ist (Dz 3014).

Der zweite Vorzug des Sammelbandes ist mehr inhaltlicher Art: Schlier betont mit neuer Eindringlichkeit die zentrale Stellung des Geheimnisses Christi. Das Handeln Gottes an uns in Christus bildet für ihn das große Ereignis, auf das die ganze Menschheitsgeschichte bezogen werden muß und von dem aus das ganze Dasein seinen Sinn erhält. — Der katholische Leser, der dem Vf. in seinen Auseinandersetzungen mit der evangelischen Theologie und in seinem Ringen um die volle Wahrheit der neutestamentlichen Botschaft folgt, wird eine ungewöhnliche Vertiefung seines Wissens um das Geheimnis Christi erfahren.

W. Seibel S. J

Baumann, Richard: Fels der Welt. Kirche des Evangeliums und Papsttum. Katzmann-Verlag Tübingen, 1956. 452 S., Ln. DM 22.80.

Dieses Buch ist mit Herzblut geschrieben, eine confessio im vollsten Sinn des Wortes. Sein Verf. war ein Vierteljahrhundert im evangelischen Pfarramt tätig. Einer, der vollständig dem Wort Gottes verfallen ist, in dieser Hinsicht echter Schüler Martin Luthers, der aber über diesen in seiner Treue zum Wort Gottes hinauswächst. Vielleicht möchte ihn mancher Leser einer zu unbedingten Wahrheitsliebe zeihen, diktierte nicht jedes seiner Worte eine glühende Liebe zur Kirche — zu seiner Kirche, die er nur als Teil der einen apostolischen Kirche kennen will — und zu seinen Brüdern im Amt. So heißt es S. 173 f.: „Gerade wenn er kritische Worte gebrauchen muß, weiß sich der Verfasser an die Warnung des Apostels erinnert: ‚Worin du einen andern richtest, ver-

damst du dich selbst; sintemal du ebendasselbe tust, was du richtest‘ (Römer 2). Statt ‚tust‘ — ‚getan hast‘ in den 25 Jahren der Ausübung evangelischen Predigtamtes. Ich habe den Text dieser und der verwandten Perikopen [gemeint sind die Primatstellen in Mt 16 und Joh 21] nicht nach ihrem Kern gepredigt. Das war nicht Verkündigung zu nennen... Ich habe Tausenden von Hörern die Wahrheit vorenthalten.“

Adolf Schlatter und Karl Heim streuten schon den später fruchttragenden Samen in das Herz des jungen Tübinger Theologen; und die Frucht kam zur Reife in den Stürmen des deutschen Kirchenkampfes. Man spürt es aus der Darstellung dieser schwierigsten Periode der neueren evangelischen Kirchengeschichte und der darauffolgenden Zeit der Weltkirchentage mit all ihren Tiefen und Höhen noch heraus, daß sie für den Verf. nicht nur dürre Geschichte ist, weil sie erlebtes Geschehen war (IV. Teil). Um so mehr wird man ihm die Berechtigung zustehen müssen, daß er bei aller Anerkennung des Positiven: des Ringens um Kirchenverfassung und Kirchenrecht, um Einheit und Weltweite, den Finger auch auf Halbheiten und Inkonssequenz legt. Das Bangen um seine Kirche machte ihn bereit für die Erkenntnis, die ihm schließlich aus der Heiligen Schrift aufleuchtete: der Primat des Papstes ist nach Mt 16 und Joh 21 göttlichen Rechts und von unbegrenzter Dauer. In seinem ersten bedeutenden Werk („Des Petrus Bekenntnis und Schlüssel“, Schwabenverlag, Stuttgart) hat er den Beweis dafür erbracht. Für diese Wahrheit ließ er sich seines Amtes entheben und wurde schließlich (1953) in einem Lehrzuchtverfahren verurteilt.

Der erste Teil des vorliegenden Buches will die Begründung dieser Wahrheit vertiefen und festigen durch Heranziehung bedeutender evangelischer Theologen (wie Th. Zahn, B. Weiß, Strack-Billerbeck, E. Klostermann, J. Schniewind, W. Michaelis, C. Weizsäcker, J. Jeremias u. a.), die trotz ihrer konfessionellen Gebundenheit mehr oder weniger vollkommen den Primat Petri lehren und teilweise auch seine Fortdauer — wenn auch nur ansatzweise — als gottgewollt und notwendig erscheinen lassen. Der zweite Teil bringt allem Anschein nach ein Hauptanliegen des Buches zur Sprache — darum wird der katholische Leser hier ihn ermüdende Längen verzeihen müssen —: Die Lehre vom Primat gehört unbedingt in die Verkündigung hinein, wenn sich der Prediger nicht einer Verkürzung des Wortes Christi schuldig machen will. Das wird aus den Grundsätzen bedeutender, meist noch

lebender evangelischer Homiletiker aufgewiesen. Der dritte Teil befaßt sich mit der Haltung Martin Luthers zur Primatsfrage. Hat ihn der Reformator zunächst auch nach dem Thesenanschlag noch gelten lassen, so wurde er leider — schon von Joh. Eck — mehr und mehr in eine verbissene Gegnerschaft abgedrängt: Petrus ist schließlich für ihn nur noch Stück des Felsens, die ihm zugeschriebene Gewalt wird zur Gewalt der christlichen Gemeinde. — Erst im fünften Teil, der für sich allein das Buch schon lezenswert macht, kommt der Verf. selbst eigentlich richtig zu Wort. Er zeigt darin die vielen positiven Stimmen und Tendenzen in der evangelischen Kirche von heute auf und drängt auf Konsequenz.

Dem Buch möchte man auch unter katholischen Geistlichen eine große Verbreitung wünschen, obwohl es sich zunächst nur an Protestanten wendet; nicht weil es als ein ergiebiges Arsenal von leicht zu schleifenden

Waffen gegen die gar oft allzu fremd gebliebenen Brüder „auf der anderen Seite“ dienen könnte, sondern weil es Verständnis gewinnen hilft für das harte und jedenfalls weithin ungeheuer ehrliche Ringen um die Einheit. Der Verf. bemüht sich um die Zusammenführung der Bekenntnisse unter dem Primat Petri. Die Kraft dazu gibt ihm sein Glaube, der so stark ist, daß er, vom Worte Christi aufgerufen, es auch wagt, mit seinem Herrn „extra castra“ zu gehen. Deshalb weiß er auch so sicher, daß Petrus als guter Hirte aller Getauften — soweit er nur kann, ohne sich selbst von Christi Auftrag zu trennen —, der „anderen Seite“ entgegenkommen wird. — Uns wird das Buch zumindest von einer schuldhaften und verantwortungslosen Unwissenheit und Unbekümmertheit um die manchmal allzu vereinfacht geschenen Probleme der Wiedervereinigung befreien, wird uns mahnen zu Gebet und Opfer.

Jos. Grotz S. J.

Frömmigkeitsgeschichte

Vermeulen, A. J.: *The semantic development of Gloria in early-Christian Latin (Latinitas Christianorum Primaeva: Studia ad sermonem latinum Christianum pertinentia XII)*. Nijmegen, Dekker en van de Vegt 1956, XXII u. 243 S.

Die vorliegende Nymwegener Doktorarbeit entstammt der von Prof. Jos Schrijnen gegründeten und von Prof. Christine Mohrmann weitergeführten Arbeitsgemeinschaft für das Studium der althristlichen Sondersprache. Wegen der zentralen Bedeutung von „gloria“ im althristlichen Latein ist das Werk eine vorzügliche Einführung in die Begegnung der antiken und der frühchristlichen Gedankenwelt im Bereich des christlichen Vollkommenheitsideals der Jahre 200 bis ungefähr 450. Es stützt sich auf die für das althristliche Latein repräsentativen Schriftsteller, namentlich auf Tertullian, Cyprian, Ambrosius, Augustin und Leo, dazu auf die Sprache der bildenden Kunst, die den Vorstellungen der einfachen Christen besonders nahesteht.

Ausgangspunkt der Erörterungen des Vfs. bildet die Tatsache, daß der biblische Kabod- und Doxa-Begriff in den altlateinischen Bibelübersetzungen und in der Vulgata fast ausschließlich mit „gloria“ wiedergegeben wurde. In kritischer Auseinandersetzung mit den darüber erschienenen Studien wird im 1. Kapitel der Inhalt des biblischen Doxa-Begriffes beschrieben als „die leuchtende Erscheinung Gottes in seiner Macht und Majestät und des Menschen Teil-

nahme daran“. Aus dieser Beschreibung geht klar hervor, daß durch die Übersetzung dem lateinischen „gloria“ ein Kreis neuer Bedeutungen zugeführt wurde, die aber zuerst noch dem Verständnis der meisten Christen verborgen blieben.

Im zweiten Kapitel wird nämlich aus den Quellen gezeigt, wie die Christen, im Anschluß an die mit „gloria“ angedeutete römische Ruhmesidee, auch das biblische „gloria“ vor allem als Ruhm verstanden: im Gegensatz zu den Heiden aber als Ehre in Gottes Augen und im Kreis der Brüder. Maßgebend war dabei das Vollkommenheitsideal jener Tage, das sich an dem Heldentum der Märtyrer inspirierte, die durch ihre Leiden und ihren Tod den ruhmvollen Sieg über Welt und Teufel erkämpften. In der durch diesen Sieg erworbenen Herrlichkeit bei Gott erscheint die erste Verbindung zum biblischen Doxa-Begriff.

Unter den Ursachen, die diesen biblischen Begriff der Herrlichkeit Gottes nach der Verfolgungszeit wieder in den Vordergrund stellten, werden im dritten Kapitel vor allem die durch den arianischen Streit hervorgerufene theologische Entwicklung und die durch den Sonnenkult bedingte Lichtsymbolik genannt. Allerdings ist eine gegenseitige Beeinflussung des biblischen Doxa-Begriffes und der christlichen Ruhmesidee festzustellen. Es sind also um die Mitte des fünften Jahrhunderts im Begriff der „gloria Christi“, die mit besonderer Betonung der „gloria Dei“ gleichgesetzt wird, drei Aspekte zu unterscheiden: Ruhm, Licht und Macht, einigermaßen zusammengefaßt in der

Königsidee, die in der Literatur und der Ikonographie der theodosianischen Zeit auffallend hervortritt. Der am wenigsten biblische Aspekt des Ruhmes in der althristlichen „gloria“ geht auf die Entwicklung im lateinischen Westen zurück.

Die klar aufgebaute und in den einzelnen Abschnitten immer gut zusammengefaßte Arbeit des Vfs. scheint uns von großer Bedeutung für die Geschichte des christlichen Vollkommenheitsideals und ein wertvoller Beitrag zum Gespräch der Autoren über den Inhalt der „gloria Dei“. In dieser Beziehung fehlt der Untersuchung leider noch eine theologisch-philosophische Vertiefung des Ehrbegriffes im Sinne von Offenbarung bzw. Anerkennung Gottes in seiner umfassenden sozialen Bedeutung. Sie hätte wohl auch eine größere Kontinuität zwischen dem für die Übersetzung gewählten lateinischen „gloria“ und der biblischen Herrlichkeit Gottes aufgewiesen und den Gegensatz mit Steinheimers Thesen (S. 23) in gebührender Weise geschwächt. Mich. Marlet S. J.

Lorié, L. Th. A., S.J.: *Spiritual Terminology in the Latin Translations of the Vita Antonii (Latinitas Christianorum Primaeva, 11)*. Nijmegen, Dekker u. van de Vegt N. U. 1955. XV u. 180 S., fl. 8.90.

Es ist bekannt, welche Fortschritte die Erforschung der frühen Mönchsfrömmigkeit seit einigen 30 Jahren gemacht hat. Das ist nicht zuletzt ein Verdienst der Philologie, die ihre an den klassischen Autoren gesammelten Erfahrungen und bewährten Methoden in den Dienst der Erhellung der frühchristlichen Sprache gestellt hat. Eines der frühesten Zentren dieser Studien hat sich in Nymwegen unter der Führung der bekannten Philologin Chr. Mohrmann entwickelt. Die vorliegende Arbeit stammt aus dieser Schule. Verf. bemüht sich um die Aufhellung der sich rasch entwickelnden frühmonastischen Terminologie im lateinischen Westen. Den Ausgangspunkt bilden die beiden, dem 4. Jahrhundert entstammenden Übersetzungen der Vita Antonii des hl. Athanasius. Wiewohl die beiden Übersetzungen zeitlich noch recht nahe beisammen liegen, lassen sich doch recht aufschlußreiche Eigentümlichkeiten im Gebrauch bestimmter Termini nachweisen. Zur Vervollständigung des Bildes zieht L. jeweils noch andere frühmonastische Autoren bis hinauf zu Augustinus und zur Benediktsregel mit hinzu. Auf diese Weise vermag er einen hochinteressanten Einblick in den Entwicklungsprozeß der monastischen Sprache zu geben. Ein Beispiel möge das verdeutlichen: Das griechische

„monasterion“ bedeutet bei Athanasius noch „Einsiedelei“, wie es der Etymologie auch entspricht; im gleichen Sinn wird es auch in den beiden genannten Übersetzungen aufgefaßt. Aber bereits beim späten Hieronymus bekommt das Wort die uns heute geläufige Bedeutung von „Kloster“. Immerhin kennt Hieronymus wie auch Cassian die ursprüngliche Bedeutung auch noch. Aber bei Benedikt ist sie ganz verdrängt. Ähnliche Entwicklungen zeigen die Ausdrücke „Mönch“, „Bruder“, „Askese“ und noch viele andere. Sie werden in wachsendem Maße zu Fachausdrücken des mönchischen Lebens. Wichtig ist dabei die Feststellung, daß bisweilen Termini, die (wie „heilig“, „Bruder“ usw.) ursprünglich zur Bezeichnung aller Christen verwandt wurden, mehr und mehr auf die Mönche eingeschränkt werden. So spiegelt sich in der Sprache ein innerkirchlicher Prozeß — ganz entsprechend dem allgemeinen Prinzip der Linguistik, wonach die Sprache ein eminent soziales Geschehen ist. — Es wäre zu wünschen, daß nach dem Muster der vorliegenden Studie uns noch viele ähnliche Untersuchungen zum frühen Mönchtum geschenkt würden. H. Badt S. J.

Schrader, Marianne und Führkötter, Adelgundis, Benediktinerinnen der Abtei St. Hildegard, Ebingen: *Die Echtheit des Schrifttums der heiligen Hildegard von Bingen. Quellenkritische Untersuchungen. (Beihefte zum „Archiv für Kulturgeschichte“, Heft 6.)* Köln-Graz, Böhlau-Verlag 1956, XII u. 208 S., brosch. DM 20.—.

Das Hauptthema der Hildegardisforschung ist das Echtheitsproblem, die unverfälschte Überlieferung der Schriften der heiligen Seherin. Seit W. Preger vor mehr als acht Jahrzehnten im ersten Band seiner „Geschichte der Mystik im Mittelalter“ die bisherige Auffassung erschütterte und die Briefe der Heiligen und ihrer Korrespondenten fast ausnahmslos als gefährlich bezeichnet hat, gehen die Meinungen der Forscher auseinander. Das umfangreiche Wissen, das Hildegards Schriften offenbaren, der weite Kreis und hohe gesellschaftliche Rang ihrer Korrespondenten, ihre geringen Lateinkenntnisse, sich widersprechende autobiographische Angaben und scheinbare Unstimmigkeiten in der Datierung ihrer eigenen Werke: das sind in der Hauptsache die strittigen Punkte, die die Forscher entzweien und in der Lösung der Echtheitsfrage bestimmen.

Angesichts dieser Problemlage werden im vorliegenden Buch die Hildegard zugeschriebenen Schriften einer neuen wissenschaftlichen Prüfung unterzogen und aufgrund der ältesten Quellen des 12. Jahrhunderts nach ihrem Verfasser befragt. Zunächst werden einige *literarische Zeugnisse* vorgelegt, die keinen Zweifel daran lassen, daß Hildegards Urheberschaft von Zeitgenossen einmütig anerkannt wurde. Als zweites damit übereinstimmendes und ausschlaggebendes Zeugnis werden die *Handschriften* erwiesen, die in der Rupertsberger Klosterschreibstube zu Lebzeiten der Seherin, d. h. unter ihrer persönlichen Leitung und Aufsicht entstanden sind. Dabei dienen zwei Fragmente der ältesten Rupertsberger Güter- und Totenverzeichnisse als paläographischer Prüfstein, ob eine Handschrift dem dortigen Skriptorium zugeordnet werden darf und auf die Autorschaft der Rupertsberger Meisterin Anspruch erheben kann. Ein sorgfältiger Vergleich der Schriftzüge ergibt nämlich, daß sich in allen Hildegard-Handschriften einer oder mehrere Rupertsberger Schreiber wiederfinden. Daraus wird mit Recht gefolgert, daß die Kodizes des Scivias, des Liber vitae meritum, des Liber divinorum operum und der Wiener und Zwiefaltener Briefsammlung auf dem Rupertsberg geschrieben, bzw. nach den dort entstandenen Konzepten oder Originalen gefertigt wurden. Nur für den Liber subtilitatum ist die bisher erweisbare handschriftliche Überlieferung noch ungenügend, obwohl er ohne Zweifel von Hildegard verfaßt ist.

Um die handschriftlichen Zeugnisse durch *historische Tatsachen* zu stützen und zugleich in die Zeit und Umwelt der Seherin aufschlußreiche Einblicke zu gewähren, werden aus dem Wiener und Zwiefaltener Briefkodex einige Schreiben herausgezogen, die am meisten kritisiert und von Forschern wie Schmeidler und Winterfeld als gefälscht erklärt werden. Es sind Briefe an den heiligen Bernhard, Papst- und Kaiserbriefe, sowie Schreiben an eine Markgräfin in Stade; unter den 281 echten Hildegardbriefen eine kleine Auswahl, die aber genügt, um die Zweifel an ihrer höfischen Korrespondenz zu heben und die Angriffe Pregers auf die Unstimmigkeiten und Widersprüche in Hildegards Datierungen zu widerlegen.

Ganz neues Licht fällt durch die Eibinger quellenkritischen Untersuchungen auf die Briefsammlung des Rupertsberger *Riesenkodex*, der von jeher die größte Aufmerksamkeit erregt und viele Angriffe erfahren hat. Eine Fälschung im Sinne der Unterstellung eines Nichthildegardistextes wird abgelehnt; dagegen ein Redaktionsverfahren angenommen, nachdem der Kompilator —

vermutlich Propst Wezelin von St. Andreas in Köln — aus der gesamten ihm vorliegenden echten Hildegardiskorrespondenz seine Briefe so planvoll ausgewählt und zusammengestellt hat, daß eine große Hildegardiskomposition entstand, ein geistliches Briefbuch, durch das die rheinische Seherin als die Heilige, die große Theologin und Prophetin ihres Jahrhunderts dargestellt werden sollte. Man kann nicht leugnen, daß durch diese Annahme die Umgestaltungsarbeit des Kopisten verständlich wird und manche andere Schwierigkeiten gelöst werden. Doch bleibt das Urteil der zuständigen Hildegardisforscher abzuwarten.

Der letzte Gegenstand, der die Verfasserinnen beschäftigt, ist die Frage nach den *Sprachkenntnissen* der Seherin und dem literarischen Anteil ihrer Mitarbeiter. Daß Hildegard gar kein Latein verstand, wird mit guten Gründen ausgeschlossen, aber zugegeben, daß sie aus Mangel an genügender Schulung, wie sie selber sagt, die casus, tempora et genera der lateinischen Sprache nie so vollkommen beherrschte, daß *Korrektoren* überflüssig waren. Doch wird diesen Stilisten nur eine untergeordnete Mithilfe zugestanden, da die Seherin wesentliche Änderungen oder Erweiterungen ihres Diktates oder ihrer persönlichen Niederschrift nicht geduldet habe.

Auf welchen archivalischen und gedruckten Quellen, Handschriften und literarischen Hilfsmittel diese Rehabilitierung Hildegards aufruht, zeigt der interessante Anhang (S. 185—196), dem ein sorgfältiges Register und 19 fotografische Schrifttafeln angeschlossen werden. — Das Werk ist ohne Zweifel ein fundamentaler Beitrag zur Hildegardforschung, der künftig nicht übersehen werden darf und für die — in den niederländischen Abteien Osterhout und Egmont — bereits in Angriff genommene kritische Hildegard-Edition wesentliche Hilfe leisten wird. Diese Vorzüge waren sicher mit ein Grund, daß das Buch mit Unterstützung der deutschen Forschungsgemeinschaft gedruckt und unter die Beihefte zum „Archiv für Kulturgeschichte“ aufgenommen wurde.

H. Bleienstein S. J.

Thomas von Celano: Leben und Wunder des heiligen Franziskus von Assisi. Einführung, Übersetzung und Anmerkungen von P. Engelbert Grau OFM (Fanziskanische Quellenschriften Bd. V). Werl, Dietrich-Coelde-Verlag 1955, 621 S., DM 19.—.

Es ist nicht das erste Mal, daß E. Grau die deutsche Leserwelt mit einer Übersetzung der Schriften des Thomas von Celano beschenkt. 1939 erschien von ihm „Leben

und Wundertaten des hl. Franziskus“ und 1952 das „Leben der hl. Klara“ im zweiten Band der „Franziskanischen Quellschriften“. Der vorliegende 5. Band derselben Sammlung, der Bruder Celanos „Leben und Wunder des heiligen Franziskus von Assisi“ zum zweitenmal veröffentlicht, geht vom Text der seit langem vergriffenen Übertragung von 1939 aus, weist aber in seiner jetzigen Fassung so viel Änderungen auf, daß die frühere Übersetzung an zahlreichen Stellen nicht mehr zu erkennen ist. Der Verdeutschung liegen zugrunde die Vita I und II und der tractatus de miraculis S. Franc. in der besten Ausgabe der *Analecta Franciscana* T. 10, Quaracchi 1926—1928. Ihr sind zum großen Teil auch die Hinweise auf Zitate der Hl. Schrift, der Liturgie und Väter entnommen. Zahlreiche andere Anmerkungen sollen den Text verständlich machen und zusammen mit der Einführung in das Leben und die Werke des Bruder Thomas (S. 27—64) deren Wert für die Geschichte des hl. Franziskus und die Erfassung der Eigenart seiner Spiritualität erkennen lassen. Dem gleichen praktischen Zweck dienen auch die 51 Seiten des mit großer Sorgfalt und Sachkenntnis bearbeiteten Sachregisters, während der Quellennachweis, die Namen- und Ortsverzeichnisse und besonders der Exkurs über den Stand der „Franziskanischen Frage“ mehr quellenkritische Leser vor Augen haben. Wenn auch nach der Überzeugung des Übersetzers noch keines der wesentlichen Probleme dieser Frage restlos geklärt ist, so läßt er doch keinen Zweifel daran, daß die Legenden des Thomas von Celano, trotz ihrer Mängel und Ergänzungsbedürftigkeit, die wertvollsten und zuverlässigsten Quellen zur Urgeschichte des Franziskanertums sind und, was die Fülle des Materials betrifft, unter allen Franziskuslegenden weitaus die erste Stelle einnehmen. Wer daher den echten und unverfälschten Heiligen von Assisi kennenlernen und in den Geist und die Eigenart seines Erbes eindringen will, der greife zur vorliegenden Übertragung, die sich bei allen Schwierigkeiten des Originals leicht liest und wissenschaftliche Genauigkeit mit hoher Erbaulichkeit in idealer Weise vereinigt.

H. Bleienstein S. J.

Meister Eckehart. Deutsche Predigten und Traktate. Hrsg. und übersetzt von Josef Quint, München, Carl-Hanser-Verlag 1955, 547 S., DM 17.80.

Wer den heutigen Stand der Eckehart-Forschung kennt und weiß, daß die deutschen Werke des Meisters in der großen Eckehart-Ausgabe der deutschen Forschungs-

gemeinschaft erst zu einem kleinen Teil in gesicherten Texten vorliegen, fragt unwillkürlich nach den Gründen, die Prof. Quint, den besten Kenner der deutschen Eckehart-Schriften, bestimmt haben, trotz mancher Bedenken schon jetzt mit der vorliegenden Neuübersetzung für weitere Kreise an die Öffentlichkeit zu treten. Der Hauptgrund dürfte sein, daß die bisherigen am meisten gebrauchten Übertragungen von Büttner, Lehmann und Schulze-Maizier wissenschaftlichen Ansprüchen nicht genügen und daß es möglich ist, ihnen schon heute eine neue Übersetzung gegenüberzustellen, die dem immer steigenden und weit über die deutschen Grenzen hinausgreifenden Interesse für den großen Mystiker gerechter und dienlicher wird.

Daß die bisherigen Hauptübersetzungen sprachwissenschaftlich oft und gründlich versagen, zeigen die Übersetzungsfehler, die ihren Urhebern als Nicht-Germanisten unterlaufen sind und, wie aus der von Quint getroffenen kleinen, aber bezeichnenden Auswahl hervorgeht, zu großen Mißverständnissen führen. Dazu kommt, daß die genannten Übersetzer in der scholastischen Philosophie und Theologie viel zu wenig bewandert sind, um die lateinischen, von Eckehart ins Mittelhochdeutsche umgeprägten und spezifisch mystisch gefärbten Schulermini in richtiger Weise in neuhochdeutschen Ausdrücken dem Verständnis ihrer Leser näherbringen.

In beiden Fällen liegen die Verhältnisse bei Quint anders. Wie tief er in die philosophischen Grundlagen der Eckehartschen Mystik und Ethik eingedrungen ist, das bezeugt die umfangreiche Einleitung (S. 9—50). Sie ist eine auf den heutigen Stand gebrachte Umarbeitung zweier Aufsätze aus den Jahren 1939 und 1941, nach der es keinem Zweifel unterliegt, daß die Forschung auch in der Zwischenzeit einer eindeutigen und verbindlichen Auslegung des Eckehartschen spekulativen Systems nicht näher gekommen ist. Erfolgreicher ist die Lösung der Übersetzungsprobleme, obwohl auch diese wegen der Fülle der Abstraktbildungen und Substantivierung aller denkbaren Worte ihre großen Schwierigkeiten hat. Hier auf dem Feld der Germanistik steht aber Quint ganz auf der Höhe seines Fachs. Darum vermag er eine Neuübersetzung zu liefern, die die sprachschöpferische Kraft des Meisters respektiert und seine Gedanken so genau wie möglich und tunlich mit Wahrung seiner Ausdrücke wiedergibt. Inhaltlich wird die bisher umfangreichste Übersetzung von Schulze-Maizier, die 25 Predigten bietet, um 34 weitere Predigten überboten. Bei ihrer Auswahl wurde darauf geachtet, daß die ihnen zu Grunde liegenden Original-

texte in ihre Echtheit gesichert und weitgehend von Fehlern gereinigt sind. Das gilt besonders von den 23 ersten Predigten, die in der großen Gesamtausgabe der Originaltexte bereits erschienen und, soweit das überhaupt möglich ist, in verlässlichen Texten ediert sind. Die übrigen Predigten sind der Ausgabe von Pfeiffer entnommen, aber nicht ohne daß sie handschriftlich nachgeprüft und an zahlreichen Stellen verbessert wurden.

Den Predigten werden, unter dem Titel Traktate, „Die Reden der Unterweisung“, „Das Büchlein der göttlichen Tröstung“ mit dem sogenannten Sermon „Vom edlen Menschen“ vorausgeschickt. Den Abschluß bilden einige Eckhart-Legenden und eine Übersetzung der lateinischen Bulle Papst Johannis XXII, die gelegentliche Fehler oder Ungenauigkeiten anderer Übersetzer zu vermeiden sucht.

H. Bleienstein S. J.

Heilige und heiligmäßige Menschen unserer Zeit

Rubatscher, Maria Veronika: Bei Gemma Galgani. Zwei Bände. Erzabtei St. Ottilien, Eos Verlag 1950 und 1956, 325 und 427 S.

Wie aus dem Titel ersichtlich, ist das vorliegende Werk keine Lebensbeschreibung im gewöhnlichen Sinn. Es ist vielmehr ein geistiger Besuch oder, wie die Vf. selber sagt, ein 800seitiges Verweilen bei Gemma Galgani, dem ausgedehnte italienische Reisen und eingehende Milieustudien an Ort und Stelle vorausgegangen sind. Vor allem hat Rubatscher aus den Briefen und Selbstaufzeichnungen der Heiligen sowie aus den Zeugenaussagen im Kanonisationsprozeß geschöpft. Kurze für Gemmas Sprechweise charakteristische Textproben werden sogar vor der Verdeutschung im Original gebracht. Auf Grund dieser ersten Quellen und persönlichen Informationen gelingt es der Vf., aus ihrer schöpferischen Kraft sozusagen ein Schauspiel zu gestalten, eine Divina Commedia, in deren Mittelpunkt ihre Helden steht, die uns in allen Stationen und Situationen ihres kurzen Lebens (1878 bis 1903) so dramatisch-lebendig gegenübertritt, wie das in einer rein historisch-wissenschaftlichen Betrachtungsweise unmöglich ist.

Schon als Kind von sieben Jahren, seit ihrer Firmung in Lucca, hört Gemma in ihrem Innern die Stimme, die sie durch ihr ganzes Leben auf den Weg der Liebe und Hingabe an Jesus führt. „Mit Jesus leiden“ wird frühzeitig die Lösung ihres religiösen Strebens. Darum erträgt sie schmerzliche Operationen und andere Leiden an Leib und Seele mit dem Heldenmut der Märtyrer. Gelähmt, erblindet und taub wird sie durch Visionen und Ansprachen getröstet und von Jesus und Maria, ihrem Schutzengel und dem jung verstorbenen Passionisten Gabriel Possenti innerlich geführt. Im März 1899 wunderbar geheilt, versucht sie vergeblich, in einem der benachbarten Klöster Aufnahme zu finden. Nach einer Erscheinung des Gekreuzigten am Karfreitag des gleichen Jahres beginnen ihre Leidensekstasen, die

fortan jeden Donnerstag und Freitag wiederkehren. Im darauffolgenden Juni wird sie stigmatisiert und ein Jahr später mit Christi Dornenkrone ausgezeichnet. Durch dieses Übermaß an unbegreiflichen Gaben und Leiden wird sie ihrer näheren und weiteren Umgebung ein Stein des Anstoßes, bis sie im gastlichen Haus eines Apothekers in Lucca in dessen lediger Schwester Cäcilia eine verstehende und kluge Adoptivmutter findet. Unter ihrer Fürsorge und unter Leitung des Beichtvaters, des heiligmäßigen Weihbischofs Volpi und des Seelenführers Padre Germano († 1903), führt Gemma bis zu ihrem Tod ein Leben der Liebe und der Leiden in tiefster Verborgenheit, in treuester Erfüllung ihrer häuslichen Pflichten und heroischer Übung der christlichen Tugenden. Schon 30 Jahre später, am 14. Mai 1933, wird sie selig- und am 2. Mai 1940 heiliggesprochen.

Alle diese äußeren und inneren Begebenheiten werden von Rubatscher mit einer Einfühlungsgabe und darstellerischen Kunst beschrieben, die den Leser an vielen Stellen ergreift und erbaut. Andere Ausführungen werden ihm vielleicht zu breit, zu überschwänglich, zu sentimental und zu unkritisch erscheinen. Auch an der sprachlichen Form wird er da und dort Anstoß nehmen. Aber alle diese Mängel hindern nicht daran, daß das Werk als Ganzes eine lehrreiche geistliche Lesung bildet, besonders für solche, die an den außerordentlichen Erscheinungen im Leben der Heiligen ein gehobenes Interesse haben. — Der im ersten Band versprochene ausführliche Quellennachweis ist am Schluß des zweiten Bandes leider nicht zu finden.

H. Bleienstein S. J.

Claudel, Paul: Heilige unserer Zeit. Einsiedeln-Zürich, Köln, Benziger-Verlag, 1956. 151 S., Ln. DM 8.60.

Drei auch bei uns in Deutschland bekannte Gestalten des französischen Katholizismus: Charles de Foucauld, Therese von Lisieux und die Schauspielerin und Büsserin Eve La-

valliere werden dem Dichter zu den drei Kernpunkten einer Auseinandersetzung mit dem Unglauben der modernen Menschheit. Das Biographische wird dabei nur flüchtig gestreift (in einem Anhang findet der Leser die nötigen Hinweise). Im greisen Claudel brennt noch der gleiche Elias-Eifer für den Gott der Heerscharen und gegen seine modernen Verächter wie im Bekehrten des „Magnifikat“. Die Welt schweigt Gott tot; aber in den drei „Heiligen“ seiner Wahl ist der Hunger nach ihm und seiner Verherrlichung neu durchgebrochen.

Wer mit Claudels symphonaler Art und symbolhafter „Schaltung“ nicht vertraut ist, wird es nicht leicht haben, diese ungebändigte Mischung von Schriftexegese, Zeitkritik und meditierender Reflexion zu verarbeiten. Zumal der Prophet Isaias muß hier zur Orgel dienen, auf der Claudel seine Fugen spielt, nicht zuletzt im dritten Teil über die Hölle. Die Ton- und Bildfülle, das atemberaubende Tempo, die Gewalttätigkeit und stellenweise das Burleske und dann wieder eine Mitarbeit fordernde philosophisch-theologische Spekulation werden manchen Leser zunächst befremden. Wer aber durchhält, wird sich manchen einzelnen Fundes freuen und schließlich erleben, wie die drei Gestalten an Dichte gewinnen und wie eine Chiffre werden im Weltplan der Erlösung.

F. Hillig S. J.

von Schönau, Elisabeth: Um Thron zum Altar. Georg Kronprinz von Sachsen. Paderborn, F. Schöningh. 1955, S. 72, kart., DM 2.20.

Vor vier Jahren schenkte uns E. v. Schönau das anziehende Lebensbild der Prinzessin Maria-Immaculata, Herzogin zu Sachsen (vgl. diese Zeitschrift 25 [1952] S. 318). Das vorliegende Heft über ihren Neffen, P. Georg von Sachsen S.J., könnte man als Fortsetzung und Ergänzung bezeichnen. Es ist aber vielleicht durch die größere Distanz noch reifer als das erste. In ruhigen, klaren Strichen, unter bewußter Vermeidung alles Anekdotenhaften, ist das Bild dieses edlen Mannes gezeichnet. Man ist erstaunt über die Höhe der Ideale und die religiöse Tiefe des einstigen sächsischen Kronprinzen und späteren Jesuiten. Eine seltene göttliche Gnadenführung zeigt sich unserem Blick, der der junge Prinz durch alle schicksalsschweren Erschütterungen, von denen er betroffen wurde, mit ruhender Treue gefolgt ist. Zugleich fällt dabei ein helles Licht auf die königliche Gestalt seines Vaters, der zu Lebzeiten so viel verkannt und verleugnet worden ist. Nur wenige ahnen ja, aus welch tiefer Frömmigkeit so manches entsprang, was für seine meist pro-

testantisch und sozialistisch denkenden Untertanen unverständlich blieb. Was P. Georg über ihn schrieb, ist sicherlich der schönste Kranz, der an seinem Grabe niedergelegt wurde. Zu bedauern ist, daß über den Priester und Ordensmann verhältnismäßig wenig in dem Buch gesagt ist, denn die Verfasserin meint: „Eine eingehende Schilderung muß der Gesellschaft Jesu vorbehalten bleiben“ (S. 37). Auch andere Quellen scheinen noch verhältnismäßig spärlich geflossen zu sein. Was aber nach dem wenigen geboten werden konnte, läßt den Wunsch zurück, daß einmal alle Quellen sprechen möchten.

Ad. Rodewyk S. J.

Bierbaum Max: Nicht Lob — Nicht Furcht. Das Leben des Kardinals von Galen nach unveröffentlichten Briefen und Dokumenten. Münster, Verlag Regensburg, 1955. 222 S., DM 9.80.

Was diese Biographie von früheren Lebensbildern des Kardinals von Galen (1878 bis 1946) unterscheidet und vor ihnen auszeichnet, sind die in ihr strömenden Quellen; an erster Stelle die vielen bisher unveröffentlichten Briefe, die Clemens August auf allen Stufen seines Lebens an seine „liebe, beste“ Mutter bis kurz vor deren Tod im März 1920 geschrieben hat. Es wird nicht viele private Korrespondenzen geben, in denen sich der Einfluß und die Bedeutung einer frommen, idealen christlichen Mutter und das innere Wesen und Wollen ihres „gehorsamen Sohnes“ so sichtbar enthüllt, wie die 300 von Galenschen Familienbriefe, die der Biograph im Original wiedergibt oder in Auszügen verwertet. Der Leser verfolgt darin die Entwicklung eines Menschenlebens, das im Oldenburger Land auf der Burg der Väter und in der Kirche der heimatlichen Pfarrei seine entscheidenden Antriebe erhalten und sich in den folgenden Lehr- und Wanderjahren so treu und ungebrochen entfaltet hat, daß die Weihe zum Priester und Hirten der Seelen als wurzelrechte, von Gott geschenkte Krönung und Vollendung erscheint.

Davon zeugen an zweiter Stelle auch die Briefe an die Geschwister, besonders an Bruder Franz, den Clemens August selber als den treuesten Gefährten und besten Freund seines Lebens bezeichnet. Die Stellung, die der priesterliche Bruder als Berliner und Münsterer Pfarrer und Bischof zu aktuellen Zeitfragen eingenommen hat, empfängt neues Licht aus seinen pastoralen Denkschriften und durch die Akten zur Geschichte der Kirchenverfolgung im Bistum

Münster, die Prof. Bierbaum ebenfalls fleißig zu Rate gezogen hat. Dazu kommen die persönlichen Beziehungen, die den Verf. mit Kardinal von Galen verbunden haben. Der Bischof ernannte ihn zu seinem Domkapitular und zum Begleiter auf der letzten römischen Reise. Durch dieses freundschaftliche Verhältnis war M. Bierbaum in einzigartiger Weise berufen, das Leben und Wirken des Kardinals zu beschreiben und für eine spätere größere Biographie eine unentbehrliche Vorarbeit zu leisten. Sein Buch ist von besonderem Interesse für alle Förderer des

Priesterberufs: denn es zeigt, wie die freiwillige Wahl des Priesterstandes durch Gebet und Vorbild der Eltern und Geschwister vorbereitet und die eingeschlagene priesterliche Laufbahn, besonders bei Weltpriestern, durch die enge und bleibende Verbindung mit dem Elternhaus gesegnet werden kann. Nach den zahlreichen erdichteten Priesterromanen der letzten Jahre liegt hier ein wirkliches Priester-Leben vor, das den objektiven Forderungen und Idealen des Standes entspricht und für Priester und Laien von hohem Nutzen ist. *H. Bleienstein S. J.*

Glaubensverkündigung für den Menschen von heute

Spitzer, Rupert: Gott lebt und ruft Dich. München, Verlag Max Hueber, 1956. 535 S., DM 14.80.

Es ging Spitzer wohl um den Versuch, dem modernen Menschen Sein, Wesen und Mächtigkeit Gottes nahezubringen. Ohne billige Vereinfachung sollte die ganze Tiefe des katholischen Glaubens so dargestellt werden, daß er für jeden verständlich wäre. Das Buch enthält eine Fülle solider Abhandlungen, wobei vielleicht die Widerlegung falscher Lehren, von der Vielgötterei bis zu Kant und dem Materialismus, von besonderem Interesse sein dürfte. Natürlich ist das Buch nicht für das Fachstudium, sondern für das Leben geschrieben. In fleißiger Arbeit hat der Verf. seine Darlegungen mit reichen Zitaten illustriert und belegt. So wird, wenn man das Werk auch nicht als besonders originell bezeichnen kann, dem Laien und Katecheten gutes apologetisches Rüstzeug geboten. Vor allem wird der Katholik auch über den Standpunkt des Gegners sachlich informiert, indem er seine historischen und psychologischen Voraussetzungen kennenlernt. Für Suchende könnte manche gute Darstellung der Gottesprobleme sehr hilfreich sein auf dem Weg zur Wahrheit. Jeder, der eine gründliche Orientierung in diesem Gebiet wünscht, wird durch die breite Ausführlichkeit des Werkes vollauf befriedigt werden. Vielleicht hätte es an Leben gewonnen, wenn es weniger starr nach einem allgemeinen philosophischen Schema aufgebaut worden wäre. Vor allem hätte schärfer und lebendiger die zentrale Mittlerstellung Christi hervortreten können. Der Glaube an Gott wird ja erst durch Ihn in vollem Umfang möglich. Die Menschen kennen Gott erst richtig, seitdem Christus im Fleisch erschienen ist. Er ist das „Bild des unsichtbaren Gottes“ (Kol. 1, 15). Erst durch Ihn kommen wir in allen Einzelzügen der Gotteskenntnis zur letzten Wahr-

heit. — Statt dessen werden die Worte Christi oft nur als eine Begründung neben anderen genannt. Immerhin bot die systematische Darstellung des Verf. die Möglichkeit einer leicht übersichtlichen Gliederung. Aufs Ganze gesehen können wir das Werk allen empfehlen, die ehrlich nach Gott fragen.

G. Soballa S. J.

Siemer, Laurentius OP.: So sind wir Menschen. Frankfurt/Main, Verlag Josef Knecht, 1956. 256 S., DM 8.80.

„So sind wir Menschen“, meint P. Siemer. Man muß mit den Menschen rechnen, so wie sie sind, man muß mit der Wirklichkeit rechnen, wie sie eben ist. Daher hat das Buch sein besonderes Gepräge. Es sind gesammelte Radiovorträge, ins Mikrofon geplaudert, um irgendwo „anzukommen“ — zum Essen, zum Glas Bier, zur Arbeit — wie es gerade kommt. Dennoch ist es mehr als unverbindliches Geplauder. Der bekannte, leider zu früh verstorbene Dominikaner will den Menschen sagen, auf welche Weise sie ganze Menschen sind, wie sie sich Gott gedacht hat. Aber er spricht die Sprache die die Leute gewöhnt sind, nüchtern, realistisch, ohne Pathos, etwas salopp. Keine Systematik, aber Anregung, lebendiges Wort von heute, wie es heute lebendig verstanden wird. Es sind Vorträge über den Menschen, über Gott und Kirche, über Maria und die Welt, über Leben und Sterben. Das Wort Gottes wird mit Eleganz in den vertrauten Mantel profaner Banalität gehüllt, damit der Hörer nicht, abgestoßen von einer im Alltag deplazierten Salbung, einfach ab- oder umschaltet. Es geht diesen Rundfunkpredigten nicht darum, in theologisches Neuland vorzustoßen. Die theologische Gedankenführung bewegt sich ganz in den Bahnen der scholastischen Tradition. Nur überrascht die alte Wahrheit, wenn man sie nicht in den Folianten der

Professoren, sondern in der ungewohnten Umgebung unseres Alltags findet. Ein Schritt ins wirkliche Leben, den man nur begrüßen kann.

G. Soballa S. J.

Horatczuk, Michael S. J.: Hier lacht der Aszet, Wien, Herold-Verlag, 1956, 147 S., DM 5,80.

So originell und propagandistisch wirk-sam der Titel sein mag, er reicht nicht aus, um alle ethisch-asketischen Kostbarkeiten anzudeuten, die in diesem humorvollen, welt- und lebenskundigen Büchlein enthalten sind. Lustig macht es sich eigentlich nur im Anfang, wo in erheiternder ironischer Weise gegen gewisse Verschrobenheiten im religiösen Leben zu Felde gezogen wird. Was in diesen kurzen Skizzen gegen einige derb stoffliche Auffassungen geistiger Vorgänge gesagt wird, gegen Abfallsammeln, übermarianische Frömmigkeit, gegen die weibliche Unart, an kirchlichen Gewändern überall Spitzen anzubringen, gegen die Verletzung der brüderlichen Zurechtweisung und gegen die Sitten und Gebräuche der Pharisäer, ist so unmittelbar aus dem Leben geschöpft, daß es von Erziehern und Förderern der Welt- und Ordensfrömmigkeit nicht genug beachtet werden kann. Je weiter das Büchlein voranschreitet, um so mehr entwickelt es sich zu einer Art moderner Tugendlehre, die gewiß nicht systematisch und lückenlos sein will, aber in der getroffenen Auswahl sehr praktisch und heilsam ist. Sie beginnt mit dem Kampf gegen die Ich-Sucht, die als Liebesmangel gebrandmarkt und mit feiner Psychologie bis in ihre letzten verkappten Erscheinungsformen verfolgt wird, z. B. im Bittgebet, in der Verhärtung im Guten, in einer vermeintlichen Gerechtigkeit, der frommen Weltklugheit, der kaufmännischen Frömmigkeit und dem falschen Gottvertrauen. Den Abschluß bilden einige Tugenden, die, weil rein natürlich, nicht im Katechismus stehen und doch für unser privates und gemeinschaftliches Christenleben von entscheidender Bedeutung sind. Gemeint sind Taktgefühl, Heiterkeit, Selbstverleugnung, Kampf gegen die Empfindlichkeit, seelischer Schwung gegen Zaudern und Jammern, Gelassenheit und Maßhalten im Urteil. Diese Wegweisungen, die zum ersten Mal in der Monatsschrift „Der große Entschluß“ veröffentlicht wurden, sind gedanklich und sprachlich so auf den heutigen Menschen ausgerichtet, daß sie weiteste Verbreitung verdienen, besonders in den Kreisen der Jugend, für deren asketische Schulung sie in ihrer klugen witzigen Art gute Dienste leisten können.

H. Bleienstein S. J.

Quoist, Michel: Herr da bin ich (Aus dem Französ. übers. von Dr. L. Reichpfader). Graz-Wien-Köln, Styria-Verlag (1955). 184 S., Ln., DM 6.50.

Der Vf., ein junger, französischer Großstadtpriester aus Le Havre, ist von der Frage bedrängt: Wie erreiche ich die Menschen noch, auch die Gläubigen, so daß sie vom Worte Gottes getroffen sind und die Wahrheiten des christlichen Glaubens für sie wieder zu einer Realität werden. Er schreibt zu diesem Zweck Gebete nieder, die aus der Erfahrung des eigenen Herzens aufsteigen und aus dem Gespräch mit Gott geworden sind. Diese Gebete knüpfen meist an ein Vorkommnis des täglichen Lebens an und greifen vor allem Dinge und Geschehnisse der heutigen säkularisierten und technisierten Welt auf (das Telefon, den Traktor, die U-Bahn). Zu Beginn der Gebete stehen vielfach einige Gedanken zur Besinnung über den Gegenstand der betreffenden Gebete sowie das eine oder andere Schriftwort. Den Schluß des Büchleins bilden Gebete zu den Kreuzwegstationen.

Die Gebete spiegeln den Geist der jungen französischen Priestergeneration wider, den man nur aus der Kenntnis des geistig-religiösen Klimas des avantgardistischen französischen Katholizismus heraus versteht. Man leidet unter dem Zwiespalt zwischen Kirche und moderner Welt und möchte mit allen Kräften Brücken zu den verloren gegangenen oder gleichgültig gewordenen Massen schlagen. Zu diesem Zweck paßt man sich der Mentalität des heutigen Menschen an, sucht ihn dort zu erreichen, wo er steht, spricht in seiner Sprache, denkt in seinen Gedankengängen, aber immer so, daß Gott im Milieu dieses Menschen Wirklichkeit wird, daß er mit Gott über die Dinge und Erfahrungen seines täglichen Lebens ins Gespräch kommt und ihm nicht mehr ausweichen kann. Neben diesem unmittelbaren Kontakt mit Gott sind es vor allem der soziale Aspekt und die Nächstenliebe, die den Tenor der Gebete bestimmen.

Die Sprache des Autors ist glühend, drängend und mitreißend wollend. Vieles ist echt empfunden und rührt das Herz an. Anderes ist zu gewollt, zu gewollt modern oder auch pikant. Manches grenzt für unser Empfinden sogar an Effekthascherei. Aber als Ganzes ist das Büchlein schon sehr instruktiv für ein brennendes Anliegen: nämlich die Sprache unserer christlichen Verkündigung. Man kann einiges daraus lernen, im positiven Sinne, aber auch wie man es nicht machen soll.

Fr. Wulf S. J.